

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Wells, Robison

Du kannst keinem trauen

Roman

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

1 »Das ist aber keine von diesen megastrengen Schulen, oder?«, fragte ich Ms Vaughn, als wir durch das schwere Maschendrahttor fuhren. Der Zaun mochte gut dreieinhalb Meter hoch sein und war oben mit Stacheldraht verstärkt, wie bei einem Gefängnis oder einem Sicherheitsdepot der Polizei. Eine Überwachungskamera an einer Stange war das einzige Anzeichen für die Gegenwart von Menschen – irgendwo beobachtete uns jemand.

Ms Vaughn tat die Frage mit einem Lachen ab. »Ich bin sicher, es wird Ihnen hier sehr gut gefallen, Mr Fisher.«

Ich lehnte den Kopf an die Fensterscheibe und sah hinaus. Der Wald war völlig anders als die Wälder, die ich kannte. In Pennsylvania waren die Parks grün. Überall, wo es Erde gab, wuchsen saftig-grüne Bäume, Sträucher und Rankengewächse. Aber dieser Wald hier war trocken und braun. Er sah aus, als könnte man ihn mit einem einzigen Streichholz abfackeln.

»Gibt's hier Kakteen?«, fragte ich, ohne den Blick

von den Bäumen abzuwenden. Auch wenn mir diese Art Wald nicht gefiel, musste ich doch zugeben, dass es hier besser war als erwartet. Als ich auf der Homepage der Schule gelesen hatte, dass Maxfield in New Mexico lag, hatte ich mir sofort kahle Sanddünen, sengende Hitze und Giftschlangen vorgestellt.

»Ich denke, nicht.« Ms Vaughn machte sich nicht einmal die Mühe, aus dem Seitenfenster zu sehen. »Kakteen findet man wohl eher im Süden New Mexicos.«

Ich gab keine Antwort, und nach einer Weile fuhr Ms Vaughn fort: »Sie wirken nicht gerade begeistert. Ich versichere Ihnen, dies ist eine großartige Chance für Sie. Maxfield arbeitet nach den neuesten Erkenntnissen der Bildungsforschung ...«

Sie redete weiter, aber ich hörte nicht mehr zu. Schon seit fast drei Stunden schwatzte sie so daher – seit sie mich am Flughafen Albuquerque abgeholt hatte. Immer wieder benutzte sie Begriffe wie *Pädagogik* oder *Erkenntnistheorie*, und das interessierte mich nicht besonders. Aber sie musste mir nicht erst sagen, was für eine tolle Chance das war – das wusste ich selbst. Schließlich war es eine Privatschule. Die musste gute Lehrer haben. Vielleicht gab es hier sogar genügend Lehrbücher für alle Schüler und im Winter eine funktionierende Heizung.

Ich hatte mich auf eigene Faust um dieses Stipendium beworben. In der Schulberatung hatten sie früher schon versucht, mich zu ähnlichen Programmen zu überreden, aber ich hatte mich immer geweigert. Bei jeder Schule, auf die ich gegangen war – und das waren Dutzende gewesen –, hatte ich versucht, mir einzureden, diesmal würde es eine gute Schule sein. Dies würde die Schule sein, auf der ich eine Weile bleiben und vielleicht im Footballteam spielen oder mich um ein Ehrenamt bewerben, vielleicht sogar eine feste Freundin haben würde. Aber dann kam ich schon nach ein paar Monaten auf eine andere Schule, und alles fing wieder von vorne an.

So war das wohl einfach, wenn man in Pflegefamilien aufwuchs. Seit dem fünften Lebensjahr hatte ich dreiunddreißig Pflegefamilien über die ganze Stadt verteilt verschlissen. Am längsten war ich bei einer Familie im Stadtteil Elliott gewesen. Bei der hatte ich viereinhalb Monate gelebt. Mein kürzester Aufenthalt bei einer Familie hatte sieben Stunden gedauert: Am selben Tag, an dem ich dort landete, wurde der Vater arbeitslos, und sie riefen beim Jugendamt an und sagten denen, sie könnten sich mich doch nicht leisten.

Die letzte Familie waren die Coles gewesen. Mr Cole gehörte eine Tankstelle, und er stellte mich gleich am ersten Tag an die Kasse. Zuerst musste ich nur

spätnachmittags arbeiten, aber schon bald war ich samstags und sonntags und manchmal sogar vor der Schule da. Ich verpasste Footballprobetrainings, ich verpasste den Schulball. Nie hatte ich Zeit, zu einer Party zu gehen – nicht dass ich je auf eine eingeladen worden wäre. Als ich um eine Bezahlung für meine Arbeit bat, sagte Mr Cole mir, ich gehöre ja zur Familie und dürfe keinen Lohn erwarten, wenn ich mal aushalf. »Wir erwarten ja auch keine Bezahlung dafür, dass wir dir helfen«, sagte er.

Also bewarb ich mich um das Stipendium. Es gehörte zu irgend so einem Förderprogramm für Pflegekinder. Ich musste ein paar Fragen zu meiner Schullaufbahn beantworten – bei den Noten trug ich ziemlich dick auf – und einen Fragebogen zu meiner familiären Situation ausfüllen. Am folgenden Nachmittag bekam ich den Anruf.

An dem Abend tauchte ich gar nicht erst zur Arbeit in der Tankstelle auf. Ich blieb einfach lange weg und lief durch die Straßen, in denen ich aufgewachsen war, stand an der Birmingham Bridge und betrachtete die Stadt, die ich hoffentlich nie wiedersehen würde. Ich habe Pittsburgh nicht nur gehasst, aber wirklich gemocht habe ich die Stadt auch nie.

Ms Vaughn fuhr nun langsamer, und gleich darauf tauchte eine massive Backsteinmauer vor uns auf. Sie

war mindestens so hoch wie der Maschendrahtzaun, aber während der Zaun relativ neu ausgesehen hatte, war diese Mauer alt und verwittert. Wie sie sich so in beide Richtungen erstreckte und dabei den Erhebungen des Geländes folgte, von der Farbe her dem sandigen Boden ganz ähnlich, wirkte sie wie ein natürlicher Bestandteil des Waldes.

Das Tor in der Mauer machte da allerdings einen ganz anderen Eindruck. Es sah nach dickem, solidem Stahl aus, und als es geöffnet wurde, sah ich, dass es ganz dicht über den Asphalt glitt. Ich kam mir vor, als würde ich gleich den Tresorraum einer Bank betreten.

Aber auf der anderen Seite ging nur der trockene Wald weiter.

»Wie groß ist das Schulgelände?«

»Ziemlich groß.« Sie lächelte stolz. »Die genauen Zahlen kenne ich nicht, aber es ist sehr weitläufig. Und es wird Sie sicher freuen, zu hören, dass uns das viel Raum für Aktivitäten im Freien gibt.«

Nach wenigen Minuten veränderte sich der Wald. Anstelle der Kiefern säumten jetzt Pappeln die Straße, und zwischen den dicken Stämmen hindurch erhaschte ich einen ersten Blick auf die Maxfield Academy.

Das Gebäude war vier Stockwerke hoch und bestimmt hundert Jahre alt. Es war umgeben von ordent-

lich gemähten Rasenflächen, ordentlich beschnittenen Bäumen und Blumenbeeten. Es sah aus wie die Schulen, die ich im Fernsehen gesehen hatte, auf die reiche Kinder gehen, die alle ihren eigenen BMW oder Mercedes haben. Hier fehlte nur der Efeu an den Außenmauern, aber der wuchs vielleicht in der Wüste nicht so.

Ich war nicht reich, also würde ich nicht sein wie die anderen. Aber ich hatte den Flug damit verbracht, mir eine gute Geschichte auszudenken. Ich hatte vor, mich hier einzufügen, nicht mehr das arme Pflegekind zu sein, über das alle sich lustig machten.

Ms Vaughn fuhr auf das Gebäude zu und hielt vor der massiven Steintreppe an, die zur Eingangstür hinaufführte.

Sie entriegelte die Autotüren, legte aber den Sicherheitsgurt nicht ab.

»Sie kommen nicht mit rein?«, fragte ich. Eigentlich hatte ich gar keine Lust, weiter mit ihr zu reden, aber irgendwie hatte ich erwartet, dass sie mich jemandem vorstellen würde.

»Ich fürchte, nicht.« Wieder lächelte sie herzlich. »Ich habe heute noch viel zu tun. Wenn ich mit hinein-gehe, komme ich doch wieder mit allen ins Gespräch, und dann komme ich hier nie mehr weg.« Sie nahm einen Umschlag vom Rücksitz und gab ihn mir. Vorne

drauf stand in kleinen Schreibmaschinenbuchstaben mein Name – *Benson Fisber*. »Geben Sie den demjenigen, der Ihre Einführung vornimmt. Üblicherweise ist das Becky, glaube ich.«

Ich nahm den Umschlag und stieg aus. Meine Beine waren ganz steif von der langen Fahrt, und ich lockerte sie. Es war kalt, und ich war froh, dass ich mein Sweatshirt mit dem Schriftzug der Steelers, meiner Lieblings-Footballmannschaft, trug, auch wenn ich wusste, dass es nicht fein genug für diese Schule war.

»Ihre Tasche«, sagte sie.

Ich drehte mich um und sah, wie Ms Vaughn gerade meinen Rucksack aus dem Fußraum holte.

»Danke.«

»Viel Vergnügen«, sagte sie. »Ich glaube, Sie werden sich auf der Maxfield sehr gut machen.«

Ich dankte ihr noch einmal und schloss dann die Wagentür. Sie fuhr sofort los, und ich sah ihr nach. Wieder einmal würde ich eine neue Schule muttersee-lenallein betreten.

Das war also meine neue Umgebung. Ich atmete tief ein. Die Luft hier roch anders – ich weiß nicht, ob das die Wüstenluft war oder die trockenen Bäume oder einfach die Tatsache, dass ich weit weg vom Gestank der Großstadt war, aber ich mochte den Geruch. Das Gebäude vor mir war majestätisch und sah vielver-

sprechend aus. Hinter diesen Mauern lag mein neues Leben. Beim Anblick der mit Schnitzereien verzierten Eingangstür aus Hartholz hätte ich fast aufgelacht, weil ich an die städtische Schule denken musste, die ich zuletzt hinter mir gelassen hatte. Deren Eingangstür musste jede Woche frisch gestrichen werden, um die Graffiti zu übertünchen, und die kleinen Fenster darin hatte man irgendwann endgültig zugenagelt, weil sie immer wieder eingeworfen worden waren. Hier waren die Fenster groß und blitzten und ...

Erst jetzt fiel mir auf, dass sich in den oberen Geschossen Gesichter an den Fenstern drängten. Manche starrten bloß, aber einige zeigten auch mit dem Finger oder gestikulierten wild; manche schienen sogar zu schreien. Ich sah mich um, aber ich hatte keine Ahnung, was sie wollten.

Ich sah wieder zu ihnen hoch und zuckte die Achseln. An einem Fenster im ersten Stock, gleich über der Eingangstür, stand ein braunhaariges Mädchen, das ein aufgeschlagenes Notizbuch hochhielt. Über eine ganze Seite hatte sie ein großes *V* geschrieben, und dazu das Wort *GUT*. Als sie sah, dass ich sie bemerkt hatte, lächelte sie, deutete auf das *V* und hielt den Daumen hoch.

Gleich darauf hörte ich ein lautes Summen und Kli-

cken, und die Eingangstür öffnete sich. Ein Mädchen erschien, wurde aber sofort von zwei anderen Schülern – einem Jungen und einem Mädchen – grob zur Seite geschubst. Die beiden trugen die Schuluniform, die ich auf der Homepage der Schule gesehen hatte: einen roten Pullover über einem weißen Hemd und eine schwarze Hose beziehungsweise einen schwarzen Rock. Das Mädchen, das aussah, als wäre es so alt wie ich oder ein bisschen älter, schoss die Treppe hinab und rannte Ms Vaughns Auto hinterher. Der Junge war groß und wie ein Footballverteidiger gebaut. Er packte mich am Arm.

»Hör bloß nicht auf Isaiah oder Oakland«, sagte er nachdrücklich. »Wir können hier nicht weg.« Bevor ich auch nur den Mund öffnen konnte, lief er schon dem Mädchen hinterher.